

Buchbesprechungen

Trübe Quellen? Eine Leseerfahrung

SIBYLLE LEWITSCHAROFF: **Vom Guten, Wahren und Schönen**, Edition Suhrkamp, Berlin 2012, 200 Seiten, 14 EUR.

Der Begriff der Quelle hat eine aktuelle technisch-juristische Komponente, denkt man an die Urheberrechtsdebatte, aber auch an diverse Auseinandersetzungen auf geistig-esoterischem Gefilde. Zugleich wohnten dem Begriff immer auch moralische oder theologische Nuancen inne. Im urchristlichen Kontext wusste man von der Quelle, die rein sein muss, wenn aus ihr Heilendes entspringen soll, und wenn sie es nicht ist, dann kann selbst das vordergründig Positive auf lange Sicht nur schädlich sein. So fahndet man zuweilen nach Indizien, um beispielsweise Gedanken, die man zwiespältig oder beunruhigend empfand, die aber keine rechte Angriffsfläche bieten, auf eine verborgene negative Haltung der Betreffenden, etwa der Anthroposophie gegenüber, zurückzuführen – und somit doch endgültig bewerten und zuordnen zu können. Ich kenne es jedenfalls von mir, dass sich vor Jahren mein Leseverhalten durch die Begegnung mit der Anthroposophie zeitweise verändert hatte, dass ich bestimmte Autoren plötzlich nicht mehr lesen konnte oder wollte, wohl, weil ich sie nicht mehr interessant fand oder weil ich den Eindruck hatte, sie verführen mich und lenken von Wesentlicherem ab. (Das ist, wohlgemerkt, nicht der Anthroposophie anzulasten, die ja eher den eigenen Horizont weiten will und kann.)

In diesem Zusammenhang machte ich kürzlich eine sehr seltsame und für unsere Zeit irgendwie symptomatische Leseerfahrung, und zwar mit den jüngst erschienenen Poetik-Vorlesungen der Schriftstellerin Sibylle Lewitscharoff.

Nach zwei Dritteln des Buchs war ich begeistert von der Klarheit und der ebenso gediegenen wie unaufdringlichen Spiritualität der vielfach preisgekrönten Autorin. Mit unaufdringlich

meine ich, dass geistige Gesichtspunkte immer künstlerisch begründet waren, was sich zum Beispiel in Passagen zeigte, wo die Verbindung zu den Verstorbenen (als Mit-Lesende, Mit-Hörende) beschrieben und bekannt wird. Bei Lewitscharoffs Poetik – dass sich Geist weniger im Inhalt als in der Form offenbare (»der Stil wurzelt im Ethischen«) – schien mir eine Nähe zu anthroposophischen Ansätzen erkennbar, ein unausgesprochener Goetheanismus. Oft rekurriert Lewitscharoff auf Gesetzmäßigkeiten, künstlerische wie geistige, und ordnet Zeitsymptome wie die unentwegte Selbstentblößung oder die Ungeduld des Subjekts in ein durchaus apokalyptisches kulturelles Szenario ein. Der Rede- bzw. Schreibstil der Schriftstellerin ist angenehm, vielleicht an manchen Stellen ein wenig belehrend, aristokratisch-polemisch, was aber durch ironische Einsprengsel wieder aufgefangen wurde. Zwar nahm ich während des Lesens auch ein Unbehagen in mir wahr, etwas mir Unsympathisches, mich negativ Herausforderndes, das sich mehr über eine *Stimmung* vermittelte. Aber es fiel nicht ins Gewicht. Dann begegnete ich plötzlich im VI. Kapitel, »Wahrheit als Offenbarung«, einer hanebüchernen Gleichsetzung der Anthroposophie Steiners mit der Scientology-Sekte.¹ Ich las das Buch zu Ende, fand Gedanken, die mich weiterhin ansprachen, andere, die mich weniger berührten oder anregten.

Nun wurde es aber in zweierlei Hinsicht interessant. Denn wie ist eine solche Leseerfahrung zu bewerten? Muss sie überhaupt bewertet werden? Es stellten sich mir Fragen. Hat die Autorin sich nie ernsthaft mit Steiner befasst? Dann aber sollte sie über diesen Gegenstand nicht sprechen, machte sie sich doch einer Un-

redlichkeit schuldig, die ganz und gar nicht zu ihrem sonstigen hohen Anspruch passt. Ist sie lebensmäßig, in Stuttgart geboren, mit Anthroposophen in Kontakt gekommen, war davon negativ berührt und schob im Nachhinein die Verantwortung dem »Sektengründer« Steiner zu? Oder steckt in den Passagen gar ein gezielter Wille zur Denunziation? Wie dem auch sei, das sind alles nur Vermutungen. Tatsache ist, dass eine Grundhaltung aus diesem Buch spricht, die man – zumindest an vielen Stellen – so empfinden kann, als sei der Anthroposophie hier aus dem Herzen gesprochen worden, wie aus dieser Quelle entsprungen, ohne sie zu benennen. Aber die »Quelle« der Anthroposophie selbst, genauer: ihr Schöpfer und irdischer Urheber, wird gleichzeitig mit einem völligen Gegenbild, dem Scientology-Gründer, in einen Topf geworfen. Auffällig ist dabei, dass sich gerade bei denjenigen Gegenwartsautoren oft eine in Tieferem wurzelnde Spiritualität geltend macht – bei gleichzeitiger Distanzierung von Steiner –, die eine Nähe zum Katholischen pflegen.² Es wäre etwas anderes gewesen, hätte die Autorin nur eine gewisse Indifferenz erkennen lassen oder leise Kritik – wie aber verträgt sich der aggressive Duktus mit der feinen, vielschichtigen und gebildeten Art ihres vorangegangenen Schreibens und Denkens?

Die fragliche Buchpassage mag früher oder später im anthroposophischen Pressespiegel auftauchen. Indes besteht das Sprechende dieser Leseerfahrung für mich nicht im »Nachweis« eines »Widersacher-Angriffs« gegen Steiner, sondern in der zunehmenden Schwierigkeit, nicht nur juristisch-technisch, sondern geistig-moralisch einen Menschen und seine kreative Leistung ganz verorten zu können. Es gab ja auch inneranthroposophisch immer wieder Auseinandersetzungen über die Authentizität von diesem oder jenem Geschauten, Mitgeteilten, Erforschten. Oft wird es auf seine Kompatibilität mit der reinen Quelle der Gesamtausgabe Steiners abgeklopft.³ Man stellt Vergleiche an, anstatt sich auf den möglichen Eigenwert einer Sache einzulassen. Gerade die Oberflächlichkeit, mit der Sibylle Lewitscharoff Steiner mit Hubbard vergleicht, fällt auf die Autorin

zurück. Es wird an einzelnen Reizvokabeln oder am Stil etwas »abgelesen«, was man aber heute an den Phänomenen nicht mehr so ohne weiteres ablesen kann. Und das gilt eben auch für das Phänomen dieser Trübung – wenn es denn eine ist – der vor Geist nur so sprudelnden Schriftstellerin Lewitscharoff.

Das kann das geschilderte Lektüreeerlebnis als Symptom lehren: Es ist heute nicht mehr so einfach mit den Quellen, es geht nicht mehr so leicht, einen Urheber zu bestimmen, das Authentische nachzuweisen. Etwas schreibt mit, etwas schaut uns über die Schulter, und sein Blick wandert in die schreibende Hand, gibt vor, im Schreiben etwas zu sehen, etwas durchschaubar zu machen, und wir, in dem Moment betriebsblind, schreiben es auf, schreiben etwas nieder. Auf die Autorin bin ich jedenfalls dadurch überhaupt erst in einem tieferen Sinne aufmerksam geworden, zunächst ganz wertfrei gemeint. Dabei ist das »Katholische« an ihr das bei weitem Uninteressanteste, weil es keine Schöpfung aus dem Nichts ist, sondern in einer Tradition wurzelt – einer Tradition, die Brüche (und Gebrochenes) eher meidet oder durch Dogmen dasjenige einebnet, was Menschen erst zu Menschen macht. Ich glaube, alles Interessante ist heute ambivalent und zweischneidig, und alles Ambivalente und Zweischneidige ist interessant. Sibylle Lewitscharoff schrieb einmal: »Um ins Herz der Finsternis vorzudringen, muss man die verirrte Güte des Menschen beschreiben können. Menschen sind komplex, das ist das Teuflische an ihnen, das Erhabene, das Widerliche, das Großzügige, das Grausame, das Schöne hausen Herzkammer an Herzkammer. Nur wer imstande ist, etwas von solcher Komplexität zu erfassen, hat unsere Aufmerksamkeit und Zuneigung verdient.«⁴

Andreas Laudert

1 Siehe S. 151: »Aber die zweifelhaften Offenbarungen hatten und haben damit natürlich nicht ausgedient, täglich sprießen neue in den Hirnen erregter Menschen und verschwinden wieder, meist schneller als gekommen. Manche halten sich zwar etwas länger, aber ein weiteres Jahrhundert dürften sie wohl kaum überleben. Auch in den Schriften

Rudolf Steiners springt die verquaste Mixtur aus Goethes Naturkunde, einem Schuss Nietzsche plus ins Sphärische verdünntem Rassenwahn – die raunende Zeitunge eben – sofort ins Auge. Bei Ron Hubbard, dem Begründer der Scientologen, grenzt der abenteuernde Jetztgeschmack futuristischer Erfindung ans Alberne. Die Botschaften, welche beide Sektengründer aus der Transzendenz empfangen haben wollen, sind nicht glaubhafter, allerdings weit unsympathischer als die Stimmen, welche der jahrelang psychiatrisierte ehemalige Senatspräsident

Daniel Paul Schreiber im neunzehnten Jahrhundert empfing und aufschrieb ...«

2 Dazu zählen z.B. Paolo Coelho, Andreas Maier und Martin Mosebach, der kürzlich eine Debatte über ein gesetzliches Blasphemieverbot anregte.

3 Zu der Frage, ob es sozusagen auch »übersinnliches Plagieren« gibt, siehe auch: A.L.: *Abschied von der Gemeinde*, Basel 2011, II./7: Andersens Kind. Ein Pfingst-Zwischenruf, S. 59/60.

4 Dankesrede für den Österreichischen Kunstpreis, in: *Volltext* Nr. 1/2012.

Kleine Mythen

CHRISTIANE HAID: **Mythos, Traum und Imagination. Die Kleinen Mythen Albert Steffens**, Schwabe Verlag, Basel 2012, 319 Seiten, 40,50 EUR.

Im Gesamtwerk Albert Steffens beanspruchen die *Kleinen Mythen* vergleichsweise wenig Raum. Qualitativ gesehen bilden sie jedoch eine neue literarische Gattung und gehören somit zum anspruchsvollsten, was der Dichter schuf. Im Rahmen ihrer Doktorarbeit unterzieht die Autorin und ehemalige Mitarbeiterin der Albert Steffen Stiftung, Christiane Haid, die *Kleinen Mythen* einer umfassenden literaturwissenschaftlichen Analyse.

Bevor im Analyseteil der Arbeit mit »Der Wald«, »Tierkreisbilderbuch«, den »Totenmythen« und »Botschaft der Frau mit der Brosche« charakteristische der mehr als 80 *Kleinen Mythen* untersucht werden, widmet sich die Autorin in Teil A der Rezeptionsgeschichte von Albert Steffens literarischem Werk. In der aufschlussreichen Darstellung wird der Nachweis geführt, dass »ein textlich nicht erwiesener Weltanschauungsvorwurf ... dazu geführt hat, beinahe ein ganzes Werk zu ignorieren und gleichsam totzuschweigen« (S. 22). Der Weg von der Anerkennung von Albert Steffens Frühwerk bis hin zu dem Punkt, an dem die zeitgenössische Literaturwissenschaft nicht mehr mitzugehen bereit war und Albert Steffens Werke zunehmend negativ rezensiert wurden, liest sich spannend und bietet selbst dem schon mit dem Werk Albert Steffens etwas Vertrauten zahlreiche neue Details (Kapitel I). Als symptomatisch für die sich wandelnde Rezeptionsgeschichte darf

man die Pressemeldung des Aufsichtsrates der Schweizerischen Schillerstiftung, der Steffen sein Drama *Das Viergetier* eingereicht hatte, von Ende Juli 1924 ansehen. In dieser hieß es: »Der Aufsichtsrat der Schweizerischen Schillerstiftung konnte sich nach reiflicher Erwägung nicht entschließen, dieses Werk beim Gemeinderat der Stadt Bern zur Prämierung zu empfehlen, da er der Steffenschen Dichtung nicht dasjenige Maß künstlerischer und dramatischer Qualitäten zuerkennen kann, welches hierzu erforderlich ist« (S. 57).

In der nachfolgenden Behandlung der »literarischen Einordnung und Selbstverortung des Dichters« (Kapitel II) arbeitet die Autorin – insbesondere an Aussagen von Rainer Maria Rilke und Oskar Loerke über Albert Steffen – die Schwelle heraus, die Steffens Werke seit dem Erscheinen der *Kleinen Mythen* im Jahre 1923 für die meisten Menschen darstellten. Als grundlegend kann man dabei den Exkurs über Albert Steffens Verhältnis zum Wort betrachten, da Albert Steffen – wie Christiane Haid ausführt – die traditionelle Sprachkritik seiner Zeit produktiv verwandelt, weil er sich mit einzelnen Worten als Dichter derart innerlich beschäftigte, dass diese gleichsam ganze Geschichten in sich zu tragen beginnen. Die Autorin spricht hier zu Recht von einem »Magischmachen des Wortes« (S. 73).

In »Theoretische und methodologische Voraus-

setzungen« (Teil B, Kapitel III) wird der Mythosbegriff verschiedener Autoren im Hinblick auf Albert Steffens Werk diskutiert und an dem Werk *Die Wahrheit des Mythos* des Philosophen Kurt Hübner »Steffens grundsätzliche Mythos-Position« (S. 86) bestimmt. Auf der Basis der Diskussion des Mythosbegriffes untersucht die Autorin dann in den *Kleinen Mythen*, »ob und wie die Grenze zwischen Innen und Außen, Irdischem und Überirdischem zugleich gegeben und überschritten wird oder gar verschwimmt« (S. 99). Zu den brisantesten Teilen der Arbeit zählt diese, sich über knapp 200 Seiten erstreckende Analyse der eingangs erwähnten *Kleinen Mythen* (Kapitel IV). Die Autorin arbeitet dabei überzeugend die Grenze heraus, an welcher Albert Steffen die vertrauten Begriffsebenen der Literaturwissenschaft überschreitet und verwandelt. Die auch sprachlich anspruchsvolle Analyse fordert viel vom Leser, insbesondere dann, wenn man die entsprechenden Texte noch nicht selbst gelesen hat und ihre seelische Wirkung an sich selbst beobachten konnte. In der Analyse von »Der Wald« werden ausführlich die Figurationen der Personen auf verschiedenen Ebenen betrachtet. Unter Einbeziehung zahlreicher, unerlässlicher Exkurse in andere Wissensgebiete wird dann mit »Tierkreisbilderbuch« ein wesentlich komplexeres Einweihungsgeschehen als in »Der Wald« differenziert analysiert. Anschaulich zeigt die Autorin, dass in Albert Steffens *Kleinen Mythen* mythische Erlebnisse vorliegen, die jedoch – anders als der vielschichtige traditionelle Begriff des Mythos, bei dem die Götter »von oben« in das Seelische des Menschen wirkten – in gesteigerter seelischer Wachheit des Alltagsbewusstseins des modernen Menschen gefunden werden können. In der Analyse der von der Autorin sogenannten »Totenmythen« sowie der »Botschaft der Frau mit der Brosche« wird dann dargelegt, wie Albert Steffens *Kleine Mythen* ausgehend von der Stufenfolge »Mythos, Traum und Imagination« gleichsam begrifflich durchleuchtet werden können – und sich dadurch die in ihnen liegende Wahrheit dem Bewusstsein enthüllt. Es wird gezeigt, wie das Ganze von Albert Steffen komponiert wurde, wie

sich Bezüge der einzelnen Texte untereinander auftun und bestimmte Texte andere gleichsam erklären. Sehr beeindruckt hat mich an dem Analyseteil, wie die Autorin die poetische Verwandlung seelisch-geistiger Erlebnisse Albert Steffens auf eine neue Ebene herausgearbeitet hat und schildert. Ein Sachverhalt, den man als Leser der *Kleinen Mythen* aufgrund der von ihnen ausgehenden seelischen Wirkung zwar vermutet, der jedoch hier erst begrifflich klar fassbar wird. Im Vergleich bestimmter Erlebnisse Albert Steffens und ihrer literarischen Umarbeitung in den *Kleinen Mythen* wird einerseits deutlich, welche Kraft für diesen Umschmelzungsprozess aufgewendet werden musste, und andererseits, wie erstaunlich unmittelbar aus dem Leben geschöpft diese Dichtungen sind.

Die in der Analyse geleistete Arbeit scheint mir Maßstäbe für eine künftige Erforschung des Werkes von Albert Steffen gesetzt zu haben, weil sie dessen Werk – am Beispiel der *Kleinen Mythen* – vom über Jahrzehnte hin fortgeschriebenen Vorwurf einer Allegorisierung der Anthroposophie Rudolf Steiners begründet befreit, seine Bezüge zur Literaturgeschichte differenziert herausarbeitet und ihm seinen Wert als originäre künstlerische Leistung wiederum zurückgibt. Die »Beweisführung« der Autorin ist komplex und nicht immer leicht zu erfassen, und doch möchte man gerade diesen Analyseteil als eine Art Arbeitsinstrument bezeichnen, mit dem man länger und forschend umgehen muss. Die ausführliche Analyse überzeugt dadurch, dass sie die *Kleinen Mythen* einerseits werkgetreu betrachtet, ohne jedoch andererseits die Außenbezüge der Dichtungen Albert Steffens zur Literaturgeschichte (Begriff des Mythos, Beziehung zu Dichtungen Franz Kafkas) zu übersehen oder überzubetonen. Mag man nach einer ersten Lektüre der *Kleinen Mythen* vielleicht tatsächlich den Eindruck gewinnen, zwar viel zu erleben, doch zunächst wenig zu verstehen, so ist mit der vorliegenden Studie umfangreiches Anschauungsmaterial vorgelegt und bereitgestellt, an dem man üben kann, wie man sich Albert Steffens Werk selbst erschließt.

Matthias Mochner

Der Schatten des Holocaust

SUSANA GERTOPÁN: **Die dunkle Gasse.** Aus dem paraguayischen Spanisch von Stefan Degenkolbe. Mit einem Nachwort von Liliana Ruth Feierstein, Reihe Jüdische Spuren, Hentrich & Hentrich Verlag, Berlin 2012, 208 Seiten, 17,90 EUR.

Das Buch beginnt mit einem Hilferuf gegen das Vergessen: Ariel schreibt einen Brief an seinen Cousin José, seinen einzigen Verwandten, mit der Bitte, ihm speziell ein Erlebnis zu schildern, von dem ihm nur das Grauen geblieben ist: die Erinnerung an eine dunkle Gasse. Einige Briefe gehen zwischen den Cousins hin und her, dann folgt ein längerer Text, den José zwar für Ariel schreibt, aber eigentlich zunächst, um sich selber über seine Vergangenheit klar zu werden. So ruft er die Menschen von damals in seiner Erinnerung hervor. Da sind zuerst seine Eltern, denen im jüdischen Viertel von Asunción, der Hauptstadt Paraguays, ein kleines Geschäft gehört und die ihm streng verboten haben, auf den Markt jenseits der Straße zu gehen. Dieses Verbot übertritt José eines Tages, und die neue bunte Welt des lateinamerikanischen Marktes fesselt ihn. Auf diesem Markt gibt es nahezu alles zu kaufen. Am meisten faszinieren ihn die Heilkräuter; er lernt von den Menschen, die sie feilbieten, und liest dazu zu Hause Bücher. Immer tiefer dringt er in die Geheimnisse des Marktes ein, bis er eines Tages durch einen Zufall in die dunkle Gasse gerät ...

Das Verhältnis zu seinen Eltern ist der Angelpunkt des Romans. José *muss* das elterliche Verbot übertreten, um selbständig zu werden. Die Eltern sprechen nie über ihre Vergangenheit, aber eines Tages will der Sohn darüber wissen. Sie aber können vom Holocaust nicht sprechen, dem sie entflohen sind, sie werden krank, wenn sie an diese Dinge rühren sollen. So zerstört das Furchtbare im Untergrund weiter; auch bei José ist es noch nicht zum Stillstand gekommen. Im Grunde ist sie seine Rettung, diese Bitte des Cousins um Aufklärung. José muss sich mit dem, was er notdürftig erfahren hat, und mit seinem eigenen Schicksal auseinandersetzen. Er weiß, dass diese Auskünfte lebensbedrohlich werden können, aber es ist für beide die notwendige Arznei.

Nach dem Abschluss der Schule mietet er in der dunklen Gasse einen Verschlager, in dem er als Heiler, als »Naturarzt« tätig wird. Die Eltern wissen nichts davon und wöhnen ihn beim Jurastudium auf der Universität. Er aber fühlt sich zum Heiler berufen. Ihn im heutigen Sinne als »Arzt« zu bezeichnen, erscheint verfehlt, obwohl er die innere Haltung eines Arztes hat. José ist aber auch Opfer. Seine Eltern sind – obwohl sie überlebt haben – Opfer des Holocaust, der Sohn ist Opfer im zweiten Glied. Die Schatten des Holocaust erreichen auch ihn. Freiwillig solidarisiert er sich mit den Allerärmsten, den Heimatlosen vieler Länder und Religionen. Er urteilt nicht über sie. Aber er urteilt über seine Eltern, zumindest anfangs, bevor er die Reife hat, ihr Leid wenigstens ahnungsweise zu begreifen.

José pendelt zwischen dem »Barrio Palestina«, dem jüdischen Viertel, und dem lateinamerikanischen Petirossi-Markt von Asunción. In ihm verschmelzen die beiden Welten, und gleichzeitig gelingt es ihm, ihre Grenzen zu überwinden, ohne seine eigene Identität als Jude dabei zu verlieren.

Von diesem Buch ist man schon bei den ersten Sätzen gefesselt. Das Allgemein-Menschliche spricht stark an. Die vielen Dialoge, auch Gespräche zu dritt, sind äußerst ausdrucksstark. Es ist, als sei man am Ort und nähme teil an allem Geschehen. Die Menschen, die die Autorin schildert: Ovidio, den Bettler, Don Jaime, den Bruder des Ladenbesizers, und Antonio mit seinem Schnitzmesser sieht man bildhaft vor sich.

Die Autorin ist eine Meisterin der Verzögerung, der Retardierung. Was in der dunklen Gasse geschehen war, wird ungefähr in der Mitte des Buches in einer starken Szene angedeutet, aber noch immer nicht ausgesprochen. Erst am Ende wird das Geheimnis gelüftet.

Der deutsche Leser hat möglicherweise Schwierigkeiten

rigkeiten, sich mit dem Protagonisten auch zum Schluss noch zu verbinden. Josés Blick ist weit und gleichzeitig eng. Weit ist er insofern, als er helfen will, wo er kann. Eng ist er, wo er nach der Schließung des Marktes keine neue Aufgabe in der Welt sieht. Es ist, als ob er in einer Art geistigem Ghetto verbleiben will. Als Leserin hatte ich erwartet, dass er die reale Chance, Medizin zu studieren, wahrnimmt, um in diesem Sinne wirklich Arzt werden zu können. Die Welt ist groß und es gibt in ihr viel zu tun, sie darf sich nicht auf die Erinnerung an eine dunkle Gasse beschränken. Doch wurde Josés Blick verengt durch eine Erziehung, bei der die Angst und das Grauen im Hintergrund sich zwar nicht oft zeigten, aber im Grunde ständig präsent blieben.

Wie dieses Buch gefangen nimmt! Hier wird an einem Einzelschicksal, das in ein Gruppenschicksal eingebettet ist, versucht, das Ungeheuerliche, das Monströse, nicht Begreif- und Aussprechbare des Holocaust darzustellen, ohne viel darüber zu sagen. Es gelingt der Au-

torin, im Leser Beklemmung zu erwecken, trotz der tief poetischen Sprache, in der sie schreibt. Zum ersten Mal wurde ein Buch von ihr ins Deutsche übersetzt. Ihre mehrfach ausgezeichneten Bücher gehören an Oberschulen in Paraguay zum Unterrichtsstoff.

Susana Gertopán hat selbst ihre Kindheit und Jugendzeit in Asunción verbracht, geboren 1956 als Nachfahrin von russischen, polnischen und litauischen Juden. Sie lenkt unseren Blick auf die jüdische Geschichte in Paraguay. Es gibt dort an sich keine antisemitische Tradition. Schon vor dem Ersten Weltkrieg kamen einzelne jüdische Familien, später folgten Emigranten, die vor dem Holocaust flohen. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges war Asunción Ziel einiger Nationalsozialisten, darunter des KZ-Arztes Josef Mengele.

Das Buch, das sich in vielschichtiger Weise mit den Problemen des lateinamerikanischen Landes und der dort lebenden Menschen beschäftigt, ist ausdrücklich zu empfehlen.

Maja Rehbein

Macht

JOSEPH NYE: **Macht im 21. Jahrhundert. Politische Strategie für ein Neues Zeitalter**, Siedler Verlag, München 2011, 384 Seiten, 24,99 EUR.

Der Autor, Professor an der Kennedy School of Government in Harvard, ehemals stellvertretender Verteidigungsminister unter Clinton, prägte den Begriff der »soft power« als der einer spätmodernen Gesellschaft angemessenen Herrschaftsform. Diese weiche Macht beruht im Gegensatz zur »hard power« vergangener Jahrhunderte auf der Kraft der Überzeugung. Es gilt dabei, den anderen dazu zu bringen, das freiwillig zu tun, was man selbst will. Anders formuliert: Die Kunst der weichen Machtausübung besteht darin, dem anderen die eigenen Interessen und Ziele als die seinigen erscheinen zu lassen. Joseph Nye untersucht in vorliegender Schrift Macht unabhängig von jeglichen moralischen Erwägungen und Wertungen. Denn Macht ist nach ihm ein unabdingbares Element politischen Handelns. So wie der Ma-

ler – um einen freien Vergleich zu gebrauchen – bei seiner Tätigkeit Fragen der Farbgebung, Komposition und Raumgestaltung berücksichtigen muss, also nicht umhin kann, sich einer spezifischen Bildstrategie zu bedienen, ist der politisch Handelnde auf spezifische Strategien der Machtausübung angewiesen.

Der Machtbegriff wird von Nye nicht nur neutral, sondern auch als produktives Element sozialen Handelns gebraucht. Macht ist dabei erst einmal nichts anderes als die »Fähigkeit, Dinge zu bewerkstelligen und in gesellschaftlichen Zusammenhängen andere so zu beeinflussen, dass erwünschte Ergebnisse eintreten« (S. 28). Historisch gesehen beruhte Macht vom 16. bis zum 20. Jahrhundert auf verschiedenen Voraussetzungen und Bereichen, wie sie der Autor ausgehend von Spaniens Kolonialherr-

die Drei 5/2013

schaft bis hin zu Großbritanniens maritimer und industrieller Überlegenheit skizziert. Heute nun, im globalisierten und digitalen Zeitalter, ist Macht nur noch kontextabhängig zu denken: In einem bestimmten Kontext kann auch ein schwacher Staat starke Staaten ins Wanken bringen. Unvermittelt fällt einem dazu als Beispiel Griechenlands Rolle im Zusammenhang mit der Banken- und Eurokrise ein. Nye bedient sich des Beispiels einer hochgerüsteten Panzerarmee, die im Kampf gegen schlicht bewaffnete Grenadiere im Sumpf und Moor, die hier den Kontext darstellen, versinkt.

Da sich vorliegende Schrift als handlungsanleitend versteht, ist mit ihr der Anspruch verbunden, eine auf politisches Handeln ausgerichtete Konzeption von Macht kontextabhängig zu konkretisieren – eine Macht, die es ermöglicht festzustellen, »wer was wie, wo und wann bekommt.« Darüber hinaus sei es wichtig dazu beizutragen, »dass Politiker über genügend Kontext-Intelligenz verfügen, um zu verstehen, welches Spiel gespielt wird und nach welchen Regeln. Welche Ressourcen bieten in einem bestimmten Kontext die besten Voraussetzungen für die Umsetzung von Macht?« (S. 31, S. 33)

Im Verlauf der Untersuchung dessen, was Macht in der Weltpolitik war und ist und aus welchen unabdingbaren Faktoren sie besteht, entwickelt der Autor anhand des Bildes dreier übereinander liegender Schachbrettebenen folgendes Panorama der Macht: Auf der obersten Ebene findet sich das »öffentliche Gesicht der Macht«, die »hard power« militärisch gestützter Macht mit ihrem Droh-, Belohnungs- und Zerstörungspotenzial. Diese militärische Macht wird unipolar für noch lange Zeit von den USA genutzt werden können. Nicht immer ist sie aber, so Nye, zielführend. Deshalb sollte sie nur als ultima ratio angewendet werden. Das auf der Schachbrettebene darunter liegende »verborgene Gesicht« der Macht, das die multipolar verteilte wirtschaftliche Macht meint, »kontrolliert die Agenda des Handelns in ausreichendem Maße, um B in der Wahl seiner Strategie einzuengen. B weiß das nicht unbedingt und ist sich As Macht nicht unbedingt bewusst« (S. 41). Bei der »soft power« des »unsichtbaren Ge-

sichts« der Macht, auf der untersten Ebene des Schachbretts gelegen, wird von A eine Prägung von Bs Überzeugungen, Einstellungen, Wahrnehmungen und Präferenzen vorgenommen, ohne dass B sich dessen bewusst ist und auch nur eine Ahnung von seiner Beeinflussung hat. Diese Machtform ist für Nye die effizienteste.

Intelligente Machtausübung nun kombiniert je nach Kontext diese drei Machttypen bzw. Spielarten von Macht miteinander, verlässt sich aber insbesondere auf die bewusstseinsverändernde Macht einbindender bzw. einullender Überzeugungsarbeit, so dass der Gegenspieler in freiwilliger Annahme und Verinnerlichung fremder Präferenzen, Interessen und Ziele zum freiwilligen Mitspieler im Machtpoker wird. Als Randbemerkung sei hier als Gewinn für A angemerkt, was Nye nicht explizit ausführt. Danach ist ein Vorteil für A: Als Verlierer fühlt sich B noch als Gewinner. Weiterer Vorteil: B glaubt gleichberechtigter Partner auf gleicher Augenhöhe zu sein. Als im Grunde zweitrangiger Mitspieler glaubt er, gleichwertiger Teilhaber der Macht zu sein. Nächster Vorteil für A: B übernimmt im Lastenausgleich freiwillig die Aufgaben von A (die Liste der Vorteile für A ließe sich so mühelos fortsetzen).

Mit diesem kategorialen Instrumentarium an der Hand analysiert Joseph Nye die Spielarten von Macht, aktuelle internationale Machtverschiebungen und diverse Formen »intelligenter Macht«. Er wagt am Ende des Buches die Prognose, dass die USA durch die bevorzugte Anwendung intelligenter Macht auf der Basis ihrer unangefochtenen militärischen Überlegenheit und Unverwundbarkeit keinem Niedergang – wie immer wieder prophezeit – entgegengehen: »Die Vereinigten Staaten werden in einem dichten globalen Geflecht von Ordnungs- und Führungsmechanismen weiterhin eine zentralere Rolle spielen als alle anderen Länder« (S. 313). Besonders aufschlussreich ist der im Buch nicht explizit erwähnte Sachverhalt, dass die Überzeugungskraft der intelligenten Macht des »unsichtbaren Gesichts« ja auf das Mittel der Kommunikation, des Dialogs und der Verhandlung als Medium der Transparenz angewiesen ist. Diese sichtbare, offene Kommunikation ord-

net Joseph Nye dem »unsichtbaren Gesicht« der Macht zu. Wie verträgt sich nun aber die mit einem hohen Maß an Transparenz und Offenheit innig verbunden gedachte kommunikative Überzeugungsarbeit mit der strategisch effizientesten, weil »unsichtbaren« Spielart moderner Machtpolitik? Wie Transparenz, Dialog auf gleicher Augenhöhe, Verhandlungsbereitschaft mit dem »unsichtbaren Gesicht« der intelligenten »soft power«? Das geht doch nur, weil diese kommunikative Überzeugungsarbeit nicht ergebnisoffen, sondern als seichtes und vernebelndes Mittel zum Zweck der eigenen Machterhöhung vorab ergebnisorientiert geführt wird, und das notwendigerweise mit einem Arsenal kommunikativer Tricks und Techniken, über die uns der Autor im Einzelnen nichts verrät. Täte er dies, so wüsste das Objekt der Überredungskunst von A, der Adressat B, um die innere Logik der Spielregeln jener kon-

struktivistisch angeleiteten Kommunikationstechniken, durch die er zum ahnungslosen demokratischen Mitspieler wird. Damit wäre dem intelligenten Spiel um Macht nicht gedient. Außerdem: Die »soft power« funktioniert – vielleicht noch mehr, als von Nye eingestanden – auf der Basis des weltweit eindrücklich in Stellung gebrachten militärischen Drohpotenzials der einzig verbliebenen Weltmacht. Ohne diese und den Dollar als Leitwährung im Rücken ist die Effizienz der intelligenten Macht immer einer gewissen Fragwürdigkeit und Beliebigkeit ausgesetzt. So fällt es schwer zu glauben, dass die Machtpolitik des 21. Jahrhunderts vorwiegend auf diese setzen wird. Der Eifer, mit dem allerorten aufgerüstet wird, spricht zumindest eine andere Sprache.

Gerd Weidenhausen

Eine Ideengeschichte der Ökonomie

TOMÁŠ SEDLÁČEK: **Die Ökonomie von Gut und Böse**, Hanser Verlag, München 2012, 447 Seiten, 24,90 EUR.

Die Idee der Nutzenmaximierung in einer Bienenfabel entstanden? Das Konzept des Konjunkturzyklus schon im Alten Testament? Oder mikro- und makroökonomische Tipps schon bei Xenophon? Mit solchen Fragen macht sich der tschechische Ökonom und ehemalige Berater Václav Havel, Tomáš Sedláček (geboren 1977), in seinem Weltbestseller daran, Ökonomie und Sozialwissenschaften zu kritisieren. Ökonomie sei keine exakte Wissenschaft, sondern kümmere sich in erster Linie um normative Fragen, ist die zentrale These. Um seine Theorien zu rechtfertigen bezieht sich der Chefvolkswirt der größten tschechischen Bank, der Tschechoslowakischen Handelsbank, auf die Ideengeschichte: Angefangen beim Gilgamesch-Epos, über das Alte und Neue Testament, das antike Griechenland, Descartes und natürlich Smith und Keynes zeichnet Sedláček den Entwicklungsweg ökonomischer Gedanken bis in die heutige Zeit sich wiederholender ökonomischer Krisen.

Die eigentliche Innovation: Sedláček gesteht der Ideengeschichte ebenso viel Rechtfertigungs- und Begründungspotenzial zu wie herkömmlichen mathematisch-ökonomischen Modellen. Er räumt mit dem Paradigma angeblicher Wertneutralität innerhalb der Wirtschaftswissenschaften auf und plädiert für eine »Meta-Wirtschaftswissenschaft«, die der Ökonomie zugrunde liegende Prämissen hinterfragt. Ökonomische Untersuchungen gab es weit vor dem Zeitalter der Wissenschaft. Schon im Gilgamesch-Epos finden sich Motive, die erst viel später benannt wurden. So zum Beispiel der sogenannte »Bliss Point«, der den Sättigungspunkt bzw. den Idealzustand des quantitativ wünschenswerten Konsums angibt, bei dem sich das Wohlbefinden einer Person durch weiteren Konsum nicht mehr steigern lässt. Dieser sei ein Motiv im Gilgamesch-Epos. Und zwar, als Gilgamesch sich dazu entschließt, die schützenden Mauern der Stadt Uruk zu verlassen, sich also dem Hedonismus im Sinne der Maxi-

die Drei 5/2013

mierung irdischer Freuden verweigert, und mit seinem Freund Enkidu in die Welt zieht, um Abenteuer zu erleben, die ihn schließlich unsterblich machen.

Die Idee von der »unsichtbaren Hand des Marktes« wird allgemein Adam Smith zugeschrieben. Sedláček erkennt sie implizit in der Gestalt Enkidus. Enkidu, ein in freier Wildbahn aufgewachsener, »animalischer« Charakter, verbringt sein Leben damit, die Einwohner der Stadt Uruk zu tyrannisieren. Der Mechanismus funktioniert folgendermaßen: Die Menschen können Enkidu nicht besiegen, aber sie können ihn benutzen, um das Gute zu fördern.

Überhaupt illustriert Sedláček anhand der Idee von der unsichtbaren Hand des Marktes, dass die Ökonomie normativ sein kann. Und zwar aus folgendem Grund:

1. Wenn ich egoistisch und dabei moralisch schlecht handle, profitiert die Allgemeinheit (wird der Nutzen maximiert).

2. Wenn ich egoistisch und dabei moralisch gut handle, profitiert die Allgemeinheit (wird der Nutzen maximiert).

Daraus folgt: 3. Egal wie ich handle, die Allgemeinheit profitiert (wird der Nutzen maximiert).

Wer so argumentiere, und das tut die Mainstream-ökonomie, der sei in die Falle der Popper'schen Falsifizierung und Unüberprüfbarkeit von Modellen getappt, meint Sedláček. Denn würde man fragen: Wie muss der Mensch denn handeln, damit die Allgemeinheit profitiert? Dann erhielte man keine Antwort. Deshalb handle es sich bei der Theorie von der unsichtbaren Hand um eine logische Tautologie, eine inhaltsleere Worthülse, mit der inhaltlich nichts zu erklären ist. Im Geiste Nietzsches, nach dem »die Logik sich an diesen Grenzen um sich selbst ringelt und endlich sich in den Schwanz beißt« zeigt Sedláček die Grenzen der »Wissenschaftlichkeit« auf. Konsequenterweise müsste eine Person, die sich mit der Idee von der unsichtbaren Hand identifiziert, ein *Glaubensbekenntnis* ablegen, fordert er. Ein Ökonom muss also über die Logik hinaus denken können und sich stets die Frage nach »gut« und »böse« stellen.

Es geht darum, »Totschlagargumente« dieser

Art, die logisch gar nicht falsch sein können, zu erkennen, zu hinterfragen und aus der wissenschaftlichen Betrachtung möglichst zu eliminieren. Sonst besteht die Gefahr, dass wir die Verantwortung für unser Handeln auf ein tautologisches Prinzip schieben und es als Rechtfertigung heranziehen. Die Verantwortung für unser Handeln hätten wir damit abgegeben.

Durch seine »metaökonomische« Perspektive gelingt es dem Autor über den ökonomischen Tellerrand hinaus innerhalb der Wirtschaftswissenschaften einen erkenntnistheoretischen und metaphysischen Standpunkt einzunehmen. Die in ihnen vorherrschende Mathematik sei bloß ein Hilfsmittel, um Modelle zu erstellen, die sich aber bei genauerem Hinsehen auch nur als Geschichten, Gleichnisse und Mythen entpuppen; bloß in einer anderen Sprache, der mathematischen eben. Wissenschaft produziert Mythen!

Aus diesem Grund sei es für Ökonomen auch unmöglich, Vorhersagen zu machen. Hier werden Bezüge zur aktuellen Schuldenkrise Europas sichtbar, die Sedláček mit Überschuldung und falsch verstandenem, sogenannten »Bastard-Keynesianismus« erklärt. Als langfristige Lösungen schlägt er einen Paradigmenwechsel innerhalb der Wirtschaftspolitik vor, von »Max-Growth« hin zu »MinDebt«, zur Minimierung der Schulden und *vernünftig* gesetzten Zielen der Wachstumsraten.

Über faktische Einwände ist Sedláček erhaben, weil er nichts beweisen will. Im Gegenteil: Er stellt nur seine Interpretation vor und lädt den Leser zum Nachdenken ein. Es ist Sedláček ausgesprochen gut gelungen, den Leser anzuregen: Fasziniert erzählt er Geschichten, teilt seine Gedanken zu diesen mit und überlässt es dem Leser, sie zu werten. Dieses Buch inspiriert, Ökonomie neu zu denken. Jedem, der über den eigenen Tellerrand hinaus schauen und Konventionen brechen will, ob nun Ökonom, Mathematiker, Geisteswissenschaftler oder interessierter Laie, sei dieses Buch wärmstens empfohlen.

Helmut Dietz

1 Nietzsche, Friedrich: *Die Geburt der Tragödie. Oder: Griechentum und Pessimismus*, Stuttgart 2010, S. 96.

Imaginative Reise

THOMAS BEDÜRFTIG / ROMAN MURAWSKI: **Philosophie der Mathematik**, De Gruyter Verlag, Berlin 2012 (2. Aufl.), 396 Seiten, 79,95 EUR.

Wenn ein Buch über Philosophie der Mathematik bereits nach zwei Jahren in einer erweiterten zweiten Auflage erscheint, so muss dies als kleine Sensation bewertet werden. Mathematik ist ja schon schwer genug und interessiert fast nur noch gemäß ihrem Gebrauchswert. Aber Philosophie der Mathematik? Wozu kann das gut sein, wozu kann man das brauchen?

Unbekümmert um solche Fragen steigen die beiden Autoren einfach direkt in das Thema ein und zeigen, wie spannend es sein kann, sich über Mathematik Gedanken zu machen, Gewohnheiten und Selbstverständlichkeiten in Frage zu stellen, mit frischem Blick auf längst eingeübte und verinnerlichte Argumentationsprozesse und Einsichten zu schauen. Dabei geht es um relativ elementare Sachverhalte, die auch in der (höheren) Schulmathematik vorkommen: Irrationalität, Inkommensurabilität, Intervallschachtelungen, Vollständigkeit, Konstruktionen von reellen Zahlen, unendliche Folgen, unendliche Dezimalbrüche. An zentraler Stelle werden die Auffassungen zum Unendlichen und zum Kontinuum behandelt. Dazu folgt erst ein historisch sehr breit angelegter Überblick zu verschiedenen An- und Ausichten zur Philosophie der Mathematik, die deutlich machen, dass es *die* Philosophie der Mathematik nicht gibt, sondern ein Spektrum diversester, zum Teil sich gegenseitig ausschließender Perspektiven.

Die wichtigsten Ansichten werden im weiteren Verlauf des Buches immer wieder aufgegriffen, vertieft und weiter diskutiert, so dass man zum Schluss ein vielfältiges Bild der Philosophie der Mathematik erhält und schätzen lernt, was diese jeweils zur Fortentwicklung dieser Disziplin sowie zur mathematischen Grundlagenforschung selbst beigetragen haben. Der Men-

genlehre, der Axiomatik und der symbolischen Logik, wo die klassischen Resultate von Gödel und anderen diskutiert werden, sind darüber hinaus eigene Kapitel gewidmet.

Die Autoren machen deutlich, dass gerade wegen der vielen offenen Fragen, den kontroversen Ansichten und den in Lehre und mathematischer Praxis eingeschliffenen Einseitigkeiten eine Philosophie der Mathematik je länger je mehr nottut. Sie weisen einerseits auf die fundamentale und unabdingbare Rolle des Mengenbegriffs für die Grundlegung, Präzisierung und Fortentwicklung der Mathematik in den letzten 100 Jahren hin, scheuen aber auch nicht davor zurück, auf dessen Einseitigkeiten hinzuweisen; so etwa seine reduktionistisch-atomistische Tendenz sowie auf die Substitution von Bewegungen und Prozessen (Abbildungen, Transformationen) durch statische (mehrstellige) Relationen.

Am gravierendsten ist jedoch der Ersatz des anschaulichen (geometrischen) Kontinuums durch das arithmetische, heute mengenbasierte Kontinuum der reellen Zahlen, das nach Auffassung der Autoren nur ein schwacher Abglanz, ein dünnes Modell des wahren (transzendenten) Kontinuums ist. Auf die Bedeutung dieses vor über 100 Jahren vollzogenen Schritts aufmerksam gemacht zu haben, in seinen Konsequenzen auszuloten und seinen Zusammenhang mit dem Problem der Unendlichkeit aufzuklären sehe ich als das entscheidende Verdienst dieses Buches an.

Das Buch kann jedermann empfohlen werden, der sich einen lebendigen, flüssig geschriebenen, informativen und gedankenreich konzipierten Text zur Philosophie der Mathematik zu Gemüte führen will.

Renatus Ziegler

»Sofies Welt« der Anthroposophie

ESPEN THARALDSEN: **Die Verwandlung des Alltags. Rudolf Steiners Ästhetik**, Übersetzung Jürgen Vater, Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2012, 208 Seiten, 24,90 EUR.

Mit ansteckender Erzählfreude vermittelt und aktualisiert der Architekt Espen Tharaldsen Motive aus dem Lebenswerk Rudolf Steiners. Die ästhetischen Seiten dieses Werks macht Tharaldsen einer neuen Generation zugänglich, indem er dessen prozessuale Aspekte betont. Architekten haben häufig Talente, die über das Entwerfen von Häusern hinausgehen. Einige sind gute Administratoren, andere gute Gesprächspartner, dritte sind gute Erzähler. Und selten begegnet man Architekten, die nicht über einen klugen Kopf verfügen.

Begegnet man Espen Tharaldsen (geboren 1947) in seinem Buch *Hverdagens forvandling (Verwandlung des Alltags)*, kommen diese und andere Eigenschaften gesammelt zum Ausdruck, indem sie in eine aufweckende und pädagogische Darstellung der essenziellsten Fragen zu Gesellschaft, Kultur und Leben einmünden. Dialogisch und erzählend wird erörtert: Wie können äußere und innere Welt in meinem oder deinem Lebensprojekt zusammenkommen? Wie können diese beiden getrennten Wirklichkeiten vereinigt werden, zwischen denen es scheinbar keinen offenbaren organischen Zusammenhang gibt? Wie kann zwischen ihnen eine Verbindung etabliert werden? Wie ist es möglich, die Empfindung zu überwinden, anderen gegenüber entfremdet zu sein, den Anforderungen der Gesellschaft ohnmächtig gegenüberzustehen, entfremdet auch der Kultur und ihrer Geschichte sowie der Natur? Wo wir doch sogar unserem eigenen Körper gegenüber ein distanziertes und entfremdetes Verhältnis bekommen haben.

Espen Tharaldsen wuchs in einer anthroposophischen Kultur im Westen Oslos auf. Davon distanzierte er sich während der Jugendzeit, aber bereits ehe er 20 Jahre alt war, eroberte er sich ein echtes Eigeninteresse für diesen Kulturimpuls. Am Rudolf-Steiner-Seminar in Järna bei Stockholm lernte er Arne Klingborg (1915-2005) und Jørgen Smit (1916-1991) kennen, rei-

ne und markante Vertreter der Anthroposophie während der gesamten zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Nach gut 30 Jahren Arbeit, Unterricht und wacher Teilnahme am Leben legt Tharaldsen nun ein Buch vor, in dem er die erwähnten Fragen behandelt. Er bezieht sie auf unsere Zeit und bringt sie anspornend zur Anschauung. Das tut er, indem er schildert, wie Rudolf Steiner mit eben diesen Fragen lebte und arbeitete. Außerdem zeigt er, inwiefern Steiners eigener Werdegang dazu in Beziehung steht; er spiegelt verschiedene Phasen seines Lebens und Werks, sowohl hinsichtlich seines Denkens als auch seiner künstlerischen und architektonischen Produktion. Unter vielem anderen wirkte Steiner ja auch bei der Gestaltung von etwa 20 Gebäuden mit.

Aber damit nicht genug. Dieses Buch ist nicht in erster Linie eine biografische und ideenhistorische Betrachtung. Zwar wird die Anthroposophie in ihren historischen Kontext gestellt, Beispiele über ihr fruchtbares Wirken als Lebens- und Kunstimpuls im 20. Jahrhundert werden gegeben. Unter anderem geht es um Steiners Einfluss auf frühe Modernisten wie Wassily Kandinsky und Paul Klee sowie den späteren Avantgardisten und Konzeptkünstler Joseph Beuys. Alle haben ihrerseits die zeitgenössische skandinavische Kunst bis in abgelegenste Gegenden beeinflusst. Aber das Buch versucht vor allem zu zeigen, wie Steiner als Denker und Künstler heute verstanden werden kann, wobei von Bedingungen ausgegangen wird, die für die Generation derjenigen repräsentativ sind, die in den 1980er und sogar 1990er Jahren geboren sind. Gleichzeitig setzt sich Tharaldsen mit einem problematischen Verständnis von Steiners Kunstauffassung auseinander, das sich durch die Generationen des 20. Jahrhunderts fortgepflanzt hat.

Die neue Deutung inszeniert der Autor durch eine Form, die Jostein Gaarder in seinem berühmten

Buch *Sofies Welt* benutzt hat, das hauptsächlich aus einem Dialog zwischen einem älteren Lehrer und einer jüngeren Schülerin besteht. In *Hverdagens forvandling* heißen die beiden Hjalmar und Charlotte. Hjalmar betreibt eine Architektenwerkstatt, in der auch eine Art Magie zur Anwendung kommt, denn die beiden können von Raum zu Raum wandeln, als bewegten sie sich innerhalb einer unsichtbaren Bilderwelt. Die erörterten Probleme treten hier tatsächlich auf, etwa, als würden sich die beiden wach in gewissen Teilen der sogenannten »Akasha-Chronik« befinden, dem allumfassenden Gedächtnisraum von Erde und Natur.

Der radikale Hauptpunkt dieser Neudeutung Steiners kommt vor allem durch Tharaldsens Fokus auf die beiden großen Kulturgebäude des Ersten und Zweiten Goetheanums zum Ausdruck (wobei das Erste kurz vor Fertigstellung niederbrannte). Gemäß Tharaldsen berücksichtigt Steiner bei der Gestaltung des Ersten Goetheanum weniger die Umgebung und berief sich in größerem Ausmaß auf seinen früheren Idealismus. Hier ging es um ein Gestaltungskonzept, das im Innern beginnt und sich nach außen entfaltet.

Als Steiner selbst umfangreiche Erfahrungen als Künstler und Architekt gesammelt hatte, gelangte er zu einem anderen Standpunkt. Beim Zweiten Goetheanum, das er während seiner letzten Jahre entwarf, legte er Wert darauf, dass das Gebäude als Ergebnis der Einwirkung sowohl von innen als auch von außen entstand.

Das Werk sollte durch die Prägung der Umgebung und gleichzeitig durch die Gesetzmäßigkeiten geistiger Entwicklung zustande kommen, als Einfluss von außen und als Wirkung des Idealismus von innen: das Werk als Interaktion zwischen Antagonismen.

Der bekannte norwegische Kunsthistoriker Gunnar Danbolt kam bei seiner Präsentation des Buches zu dem Schluss, dass es im richtigen Augenblick erschienen sei, da Tharaldsen erklärt, warum etliche Avantgardisten des Modernismus sich für Steiner und dessen Ästhetik interessieren. Auch jüngere, international anerkannte Künstler von heute befassen sich mit Steiner und dessen Themen, wie es kürzlich bei der großen Ausstellung »Rudolf Steiner and the Contemporary Art« in Stuttgart zu sehen war.

Im zweiten Teil des Buches, einem frei stehenden Essay über Steiners Ästhetik, gibt es keinen Dialog mehr zwischen Hjalmar und Charlotte. Hier klingt lediglich die Stimme des Autors, der außerdem einige der wichtigsten Punkte des ersten Teils wiederholt. Zwar können Wiederholungen durchaus wertvoll sein, aber sie bilden auch einen Stilbruch im Verhältnis zu dem ansprechenden dialogischen Konzept des ersten Teils. Kann das bei einer neuen Auflage oder bei einer Bearbeitung zur Übersetzung vielleicht korrigiert werden?

Im Übrigen ist das Buch mit zahlreichen Fotografien ausgestattet, die den Text ausgezeichnet ergänzen.

Ole Harald Dahl